Dezember 2015 27

Museumsblätter

Mitteilungen des
Museumsverbandes Brandenburg

Spurensicherungen: Zeitgeschichte zum Mitmachen

Partizipation der Mitlebenden

Jenseits der Gegenstände

Projekt „Spurensicherung 1945“

Generationen im Dialog

Autorinnen und Autoren

Dr. Jürgen Danyel	Stellv. Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam
Thomas Drewing	Geschichts- und Heimatverein Gusow-Platkow e. V.
Julia Dilger	Sammlungsleiterin des Museums Neukölln
Bianca Ely	Anne Frank Zentrum Berlin
Dietmar Fuhrmann	Referent in der Geschäftsstelle des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e. V.
Dr. Georg Goes	Museumsleiter Museum Baruther Glashütte
Anke Grodon	Museumsleiterin Stadtmuseum Schwedt/Oder
Roman Guski	Projektkoordinator im Projekt „Spurensicherung 1945“
Beatrice Häusler	Kleist-Museum Frankfurt (Oder)
Dr. Christian Hirte	Kurator und Museumsberater, Berlin
Alexis Hyman Wolff	freie Kuratorin und Museologin, Berlin
Hans-Peter Jakobson	Kurator und Publizist, Gera
Anette Klumb	Friedensscheune e. V.
Dr. Susanne Köstering	Geschäftsführerin des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e. V.
Christine Matt	Jugend Museum Berlin-Schöneberg
Leontine Meijer-van Mensch	Stellv. Direktorin des Museums Europäischer Kulturen in Berlin
Karin Melzer	Leiterin des Referats 33 (Museen, Denkmalschutz und Denkmalpflege, Erinnerungskultur) im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg
Astrid Peters	Bildungs-und Begegnungsstätte Halbe
Katja Rosenbaum	Museumsleiterin Stadt- und Brauereimuseum Pritzwalk
Alexander Sachse	Referent in der Geschäftsstelle des Museumsverbandes des Landes Brandenburg e. V.
Claudia Schlaier	Projektmitarbeiterin im Projekt „Spurensicherung 1945“
Wolf-Heinrich von Wolzogen	Potsdam

Bildnachweis

Titelbild, S. 4, 32, 33, 35, 71	Museumsverband des Landes Brandenburg e. V. (Foto: Lorenz Kienzle)
S. 6	Museumsverband des Landes Brandenburg e. V. (Foto: Alexander Sachse)
S. 8	DHM (Foto: Thomas Bruns)
S. 16	Peter van Mensch, Berlin
S. 19	Wilma Wesselink, Amsterdam
S. 22, 24–26	Alexis Hyman Wolff
S. 23	Märkischer Markt, Redaktion Bernau
S. 28 o. li., 29 li.	Museumsverband Brandenburg (Foto: Christian Rasemann)
S. 28 u. li, re.	Museumsverband Brandenburg (Foto: Roman Guski)
S. 29 re.	Museumsverband Brandenburg (Foto: Martin Bock)
S. 36, 39	Anne Frank Zentrum
S. 40, 42, 43, 45	Jugend Museum Berlin-Schöneberg
S. 46	historisches museum frankfurt (Foto: Petra Welzel)
S. 48	historisches museum frankfurt (Foto: Uwe Dettmar)
S. 49	Stefanie Kösling
S. 50, 51	Museum Neukölln (Foto: Friedhelm Hoffmann)
S. 53	Museum Neukölln
S. 54	Stadt- und Regionalmuseum Perleberg
S. 55	Beate Vogel, Märkische Allgemeine Zeitung
S. 56	Friedensscheune e. V.
S. 57	Patrick Pleul
S. 58	Museum Platkow
S. 59	Astrid Peters, Halbe
S. 60–61	Stadtmuseum Schwedt
S. 62	Christian Hirte
S. 63 li., u. re.	TMB Fotoarchiv Steffen Lehmann
S. 63 o. re.	Landkreis Elbe-Elster(Foto: Kai Hüttner)
S. 64 re., 65	Förderverein Ofen- und Keramikmuseum Velten e. V.
S. 64 li.	Stadt Velten
S. 66	Spreewald-Museum Lübbenau (Foto: Dietmar Fuhrmann)

Inhalt

Forum

Spurensicherungen: Zeitgeschichte zum Mitmachen

6 „Grabe, wo du stehst.“
Grußwort zur Herbsttagung des Museumsverbandes im Potsdam Museum
Karin Melzer

8 Partizipation der Mitlebenden als Herausforderung Zeitgeschichte im Mitmachmuseum
Jürgen Danyel

16 Zeitgeschichte zum Mitmachen
Oder: wie wäre es, wenn alle ihre einstige Gegenwart mitsammeln?
Leontine Meijer-van Mensch

22 Jenseits der Gegenstände
Ein Museum im Kantorhaus Bernau
Alexis Hyman Wolff

28 Projekt „Spurensicherung 1945“
Ansatz, Arbeitsschritte, Ausstellung
Roman Guski, Claudia Schlaier

36 Generationen im Dialog über Geschichte
Ein Projekt des Anne Frank Zentrums
Bianca Ely

40 HEIMAT BERLIN. Migrationsgeschichte für Kinder
Ein Modellprojekt des Jugend Museums Schöneberg
Christine Matt

46 Die Bibliothek der Alten
Ein Projekt am Historischen Museum Frankfurt am Main
Wolf-Heinrich von Wolzogen

50 Eins von 99
Der Grabstein für Lucie als Beispiel der Sammlungs- und Ausstellungspraxis im Museum Neukölln
Julia Dilger

Fundus

54 **Portrait**

57 **Schon gesehen?**

66 **Schatztruhe**

68 **Lesestoff**

Partizipation der Mitlebenden als Herausforderung

Zeitgeschichte im Mitmachmuseum

Jürgen Danyel

Wortskulptur „Einheit“ von Hüseyin Arda für die Ausstellung „Alltag Einheit. Porträt einer Übergangsgesellschaft“ Deutsches Historisches Museum, 27. Mai 2015 bis 28. Februar 2016

Immer mehr Museen werden zu Mitmachmuseen und entdecken die Besucherinnen und Besucher als Subjekt musealer Aufmerksamkeit. So viel Partizipation im Museum war noch nie. So viel Reden über Partizipation im Museum war noch nie. Ungefähr so könnte man mit wenigen Worten einen Trend beschreiben, der die Museumslandschaft bereits seit einiger Zeit erfasst hat. Er ist nicht völlig neu. Zu der Frage, wie Partizipation im Museum gestaltet werden kann und wie sich dadurch die Arbeit der MuseumsmacherInnen verändert, gibt es eine bereits länger andauernde, sehr differenzierte und mit zahlreichen Beispielen aus der Praxis unterlegte Debatte. Es kann also nicht darum gehen, lautstark einen „participatory turn“ zu beschwören, sondern diese Entwicklung zu beobachten und im Hinblick auf ihre Implikationen zu diskutieren.

Der folgende Beitrag versteht sich deshalb in erster Linie als ein Beobachtungs- und Erfahrungsbericht, der die wachsende Zahl praktischer Erfahrungen mit partizipatorischen Ansätzen in der Museumslandschaft zum Anlass für einige übergreifende Überlegungen nimmt. Zunächst scheint es sinnvoll, sich noch einmal den geschichtskulturellen und wissenschaftspolitischen Kontext der Debatte um die Partizipation im Museum zu vergegenwärtigen. Daran anknüpfend gilt es, die verschiedenen Aspekte von Partizipation als Intervention der Mitlebenden in zeithistorischen Ausstellungen voneinander abzugrenzen. Dies richtet sich zugleich auch gegen den modisch gewordenen und teilweise inflationären Gebrauch dieses Begriffs. Auf dieser Grundlage sollen einige Probleme und offene Fragen diskutiert werden, die sich mit der Trendwende zur Partizipation verbinden.

Aus der Sicht der zeithistorischen Forschung ist das Thema reizvoll, weil die Diskussion um Partizipation das Produkt einer immer stärkeren Gegenwartsorientierung der Museen ist. Oder wie es die Herausgeber des Bandes „Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated content“ von 2012 – der bisher umfangreichsten Dokumentation der laufenden Debatte – formuliert haben: „Partizipation ist in aller Munde. Unter dem Schlagwort der Bürgerbeteiligung ist sie aus der Politik nicht mehr wegzudenken. Und auch in den Museen werden bereits seit längerer Zeit partizipative

Projekte durchgeführt – auch wenn sie nicht immer so genannt werden. Der Trend zu partizipativen Projekten geht einher mit einer zunehmenden Hinwendung zu Gegenwartsthemen. Denn nur wo die (Besucher-) Gegenwart interessiert, werden partizipative Praxen wirklich relevant.“[1] Hier möchte man als aufmerksamer Leser vielleicht einwenden, dass sich in der musealen Praxis partizipative Formate auch in gegenwartsferneren Bereichen der Zeitgeschichte vorstellen lassen. Nicht zuletzt dokumentiert dies das vom Museumsverband initiierte und 2015 im Potsdam Museum ausgestellte Projekt „Spurensicherung 1945“.[2] Auch jene geschichtskulturellen Phänomene, die wir mit dem Begriff der „Living History“[3] und den verschiedenen Formen des reenactment von Geschichte verbinden, sprechen gegen diese Limitierung von Partizipation. In der Tendenz wird man dieser Aussage dennoch zustimmen können.

Dies ist eine Entwicklung, die auch in der Zeitgeschichte erkennbar ist, wo sich die Distanz zwischen dem historischen Geschehen und seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung immer weiter verkürzt hat. Der Begriff der „Gegenwartsgeschichte“[4] bringt diese Entwicklung sehr deutlich zum Ausdruck. Ein wichtiger Dammbruch in diese Richtung war und ist der nun schon über zwei Jahrzehnte anhaltende Boom der DDR-Forschung, die sich nun bereits langsam aber sicher hin zu einer Geschichte der deutschen Vereinigungsgesellschaft oder der postkommunistischen Transformationsgesellschaften in Ostmitteleuropa bewegt.[5] Als Beleg für diesen Trend in Richtung Gegenwart, der Museen und zeithistorische Forschung gleichermaßen erfasst hat, sei hier auf das gemeinsam vom Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam und dem Deutschen Historischen Museum realisierte Ausstellungsprojekt „Alltag Einheit. Porträt einer Übergangsgesellschaft“[6] verwiesen. Der für die Ausstellung gewählte Ansatz einer alltags- und erfahrungsgeschichtlichen Perspektive auf die mit der deutschen Einheit in den frühen 1990er Jahren verbundenen sozialen und kulturellen Veränderungen legte nahezu zwingend die Einbeziehung der Erfahrungen von BesucherInnen nahe.[7] Der Gedanke der Partizipation der Mitlebenden durchzog deshalb sowohl die inhaltliche Konzeption der Ausstellung, deren offenen Gestaltung in Anlehnung an Baustellenmotive bis hin zur Gestaltung einzelner Ausstellungsmodule. Bei letzteren konnten die BesucherInnen ihre eigenen Erfahrungen mit dem Wandel der Sprache, der Begegnung mit der westlichen Konsumgesellschaft oder der Wahrnehmung unterschiedlicher Mentalitäten und kultureller Prägungen von Ost- und Westdeutschen direkt in die Ausstellung einbringen. Gleichzeitig wurden Strategien der Partizipation mit verschiedenen Formen der Inklusion verbunden.[8]

Durch die Hinwendung zur Gegenwart ergeben sich für beide, die Museen und die zeithistorische Forschung methodische und konzeptionelle Herausforderungen. Wichtiger aber noch: Es verändern sich die Konstellationen und Kommunikationsformen zwischen ProduzentInnen und RezipientInnen, zwischen AutorInnen und LeserInnen, zwischen AusstellungsmacherInnen und BesucherInnen. Gelegentlich wird sogar die Auflösung dieser klassischen Rollenverteilungen diagnostiziert und beschworen. Hier sollte man sicher die Kirche im Dorf lassen, denn die Museen sind noch längst keine frei zugänglichen Labore für die historische Do-it-yourself-Selbstvergewisserung der Mitlebenden und auch zeithistorische Publikationen werden noch nicht von der Schwarmintelligenz der Mitlebenden geschrieben. Allerdings können wir interessante Entwicklungen in diese Richtung in den Blick nehmen.

Deutlich ist, dass Museen wie auch die zeithistorische Forschung in einem gesellschaftlichen Kontext agieren, in dem die Erwartungen der Mitlebenden viel stärker als bisher auf ihre Arbeit durchschlagen. Dies geschieht in einem breiten Spektrum von Formen. Es reicht von den Erwartungen, die die Geldgeber an öffentliche und private Institutionen mit der Mittelvergabe verknüpfen. Aus den Aufsichtsgremien von Museen, Gedenkstätten und Forschungsinstituten wissen wir, dass diese Erwartungen nicht nur hinsichtlich der Besucherzahlen oder des wissenschaftlichen Outputs an Publikationen, sondern auch immer häufiger mit Blick auf Themen und inhaltliche Fragen formuliert werden. Hier treten Staat, Politik und Förderinstitutionen in Gestalt von konkreten Personen auf, die, wenn es um Fragen der jüngsten Geschichte geht, immer auch als Zeitgenossen mit ihren eigenen Geschichtsbildern handeln. Die damit verbundenen Konflikte und Autonomiedebatten sind allen Beteiligten bekannt.

Hinzu kommt eine in ihrer Macht kaum zu unterschätzende Medienöffentlichkeit, die besonders im Kontext von Jahrestagen selbst zeithistorische Themen setzt und Zeitzeugen den Raum zur Artikulation ihrer Sicht auf die Geschichte gibt. Kein Museum, kein Forschungsinstitut kann es sich leisten, diese in den Medien erzeugten Stimmungen und Deutungsmuster zu ignorieren. Kein Museum und kein historisches Forschungsinstitut kann es sich leisten, das Medienecho über sein Tun, sei es eine dort besprochene Ausstellung, eine Rezension oder ein Tagungsbericht, zu ignorieren. Nichts wird inzwischen mehr gefürchtet als eine schlechte Presse oder gar ein Verriss. Nicht zu Unrecht befürchten die Betroffenen, dass sich dies negativ auf die eigene Reputation im Kampf um knapper werdende Ressourcen auswirken kann. Der wachsende Anteil der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in Museen, Gedenkstätten und Forschungseinrichtungen und eine entsprechende Aufstockung des mit solchen Aufgaben befassten Personals sind ein deutliches Indiz dafür. Als Prävention werden Strategien der Einhegung und Hintergrundinformation gegenüber JournalistInnen praktiziert, die frühzeitig eine gute Stimmung um Ausstellungsprojekte oder Publikationsvorhaben erzeugen sollen.

Zu dem Erwartungshorizont, der gegenüber Ausstellungsvorhaben oder prominenten zeithistorischen Forschungsprojekten formuliert wird, gehören natürlich auch die Stimmen der für bestimmte Themen relevanten Gruppen und Einzelpersonen, mit deren Positionen und Forderungen sich die beteiligten Akteure auseinandersetzen müssen. Dies gilt besonders für sensible Themen mit Gegenwartsbezug, etwa Fragen der Stadtentwicklung, der Migration, der Geschlechterpolitik, der Subkulturen, der Umwelt, des Umgangs mit Unrecht und historischen Verbrechen. Auch hier haben sich unterschiedliche Formen entwickelt, mit denen solche Gruppeninteressen und Minderheitenpositionen integriert werden. Ein interessantes Beispiel dafür aus jüngster Zeit ist sicher die vom Berliner Schwulenmuseum im Deutschen Historischen Museum gezeigte Ausstellung „Homosexualität_en“[9]. Insgesamt lässt sich ein Trend dahingehend beobachten, dass sich zunehmend auch die großen Häuser Ausstellungen von außen hereinholen, die im Rahmen von Projekten, von freien Trägern, bestimmten gesellschaftlichen Gruppen und engagierten Laien realisiert wurden. All dies gehört mit zum Feld der hier zu verhandelnden Formen der Einbeziehung von Mitlebenden in zeithistorische Ausstellungsprojekte. Überhaupt lässt sich das viel diskutierte Feld der „Political Correctness“ mit all seinen Facetten auch als ein großes Einfallstor für unterschiedliche Formen der Partizipation von Mitlebenden in der Geschichtskultur sowie in Museen und Ausstellungen begreifen.

Nicht anders sieht es aus, wenn wir uns der gegenwärtig boomenden Public History[10] zuwenden. Auch hier gehören Beteiligungs- und Aushandlungsprozesse an der Grenze zwischen Forschung, Geschichtskultur, Öffentlichkeit und Gruppeninteressen in der Gesellschaft zum Kern des Selbstverständnisses dieser noch jungen Disziplin. Die Kommunikation mit den Mitlebenden, die Moderation geschichtskultureller Prozesse und die Gestaltung von Partizipationskanälen gehören zum Handwerkszeug dieses neuen Berufsbildes für HistorikerInnen. Das hat auch Rückwirkungen auf das Selbstverständnis von KuratorInnen und FachhistorikerInnen, die zunehmend auch als „public historians“ in der Öffentlichkeit agieren und ihre Elfenbeintürme längst verlassen haben.

Zwei Entwicklungen, die die Debatte über Partizipation im Museum befeuert haben, seien hier unbedingt noch genannt:
Zum einen verzeichnen wir nun schon seit einigen Jahrzehnten einen Boom zeithistorischer Ausstellungsprojekte, dessen Ende nicht abzusehen ist. Hans-Ulrich Thamer hat diesen Trend einmal mit der Einschätzung kommentiert, „die Geschichte der Moderne und insbesondere die Zeitgeschichte“ seien „im Vergleich mit der Darstellung anderen Epochen für die Museums- und Ausstellungsarbeit zu einem Sonderfall geworden“[11]. Er bezog diese These ausdrücklich auf die Formen der Präsentation und Rezeption, „weil das Publikum zu einem großen Teil aus Zeitgenossen des Dargestellten“ bestehe oder „die Lebensumstände der eigenen (Groß-)Eltern in der zeithistorischen Ausstellung wiedererkennt bzw. auch kritisch wahrnimmt.“[12] Je mehr die Zeitgeschichte als die sprichwörtliche „Wanderdüne“ in Richtung Gegenwart voranschreitet, steigt die Zahl der Mitlebenden als Mitredender im

Sinne einer Universalisierung und Demokratisierung von Zeitzeugenschaft an.[13]

Der Boom zeithistorischer Ausstellungen wie auch die Welle an Neugründungen von Museen, Dauerausstellungen und Gedenkstätten, die allein in der Zeit nach 1990 im Sog der DDR-Aufarbeitung entstanden, haben zu einer neuen Konkurrenzsituation geführt, in der sich diese Einrichtungen unter einem gestiegenen öffentlichen Druck und hinsichtlich des gewünschten Zugriffs auf knappe finanzielle Ressourcen legitimieren müssen. Sie haben dazu geführt, dass sich Museen und Ausstellungen viel stärker als bisher gesellschaftliche Akzeptanz über möglichst hohe Besucherzahlen und neue Formen ihrer Einbeziehung verschaffen müssen. Damit sind wir mittendrin im Thema Partizipation, in der die immer stärker mit Marketingfragen beschäftigten Akteure in den Museen ein probates Mittel der Selbstbehauptung sehen. Die Besucher – wenn man es einmal zuspitzen will – werden zu Lobbyisten für die von ihnen besuchten Einrichtungen gemacht. Zu diesem Zweck wurde in Museen und Gedenkstätten eine Fülle von publikumswirksamen Formaten entwickelt. Sie reichen von solchen Publikumsmagneten wie der „Langen Nacht der Museen“, Museumsfesten und Tagen der offenen Tür mit Blick hinter die Kulissen über Fördervereine mit hohem symbolischen Kapital für die Mitglieder oder Werkstattprojekte und Exklusiv-Führungen für bestimmte Zielgruppen bis hin zu überbordenden Programmen mit Begleitveranstaltungen. Dieser Druck, sich durch Besuchernähe zu legitimieren, ist für Einrichtungen, die privatwirtschaftlich und kommerziell arbeiten, noch viel größer. Ein interessantes Beispiel dafür ist das Berliner DDR-Museum.[14] Das anfangs in der Museumszene und unter ZeithistorikerInnen eher kritisch beäugte Mitmachmuseum hat sich mit partizipatorischen Strategien erfolgreich etablieren können und erfreut sich hoher Besucherzahlen. Das muss man ernst nehmen.

Die BesucherInnen werden in der heutigen Museumslandschaft in einem bisher kaum gekannten Maße umworben. Ausstellungen werden immer häufiger zu Events aufgewertet, um dem Dabeisein den Status des Besonderen und Exklusiven zu verleihen. Die langen Schlangen vor den zum Top-Ereignis stilisierten Ausstellungen sind ein Produkt solcher Marketingstrategien und durchaus gewollt. Nun könnte man schnell versucht sein, hier den Kulturpessimisten zu geben und den Preis dieser Orientierung am Publikumsgeschmack — der ja in Wahrheit oft ein künstlich erzeugter und durch Moden generierter ist — beklagen. Dies ist in diesem Zusammenhang aber unnötig. Es ist allerdings beim Thema Partizipation mitzudenken. Es verändert die Museen, nicht immer unbedingt nur zum Schlechten.

Eine zweite Entwicklung, ohne die die ganze Debatte über Partizipation nicht zu denken ist, sei ebenfalls kurz angemerkt. Die Rede ist von der digitalen Revolution und dem Eindringen des Social Web, der sozialen Netzwerke, in unsere gesamte Alltagskommunikation. Mit den sozialen Netzen sind auch neue Artikulationsformen für die RezipientInnen von Geschichte im öffentlichen Raum entstanden. Die NutzerInnen sind mit ihnen in den Rang von aktiven Subjekten der Kommunikation und kollektiven ProduzentInnen von Wissen erhoben worden. Wir alle wissen, dass sich die damit verbundenen Blütenträume einer Wissensgesellschaft, die von dem im Netz aggregierten kollektiven Sachverstand engagierter Laien gespeist wird, nicht erfüllt haben. Inzwischen werden immer öfter die negativen Folgen dieser offenen, niedrigschwelligen und teilweise anonymen Formen der Kommunikation im Netz diskutiert. Trotz alledem hat das Web 2.0 unsere Vorstellungen von Teilhabe, von hierarchiefreier Kommunikation und demokratischer Wissensproduktion in einem Maße geprägt, das sich gegenwärtig noch gar nicht voll ermessen lässt. Ohne diese Entwicklung, die in viele andere gesellschaftliche Bereiche ausgestrahlt hat, würde es die neue Lust an der Partizipation in der Museumslandschaft nicht geben. Inzwischen gehören Facebook-Seiten, Foto-Communities und Twitter-Meldungen zum unverzichtbaren Arsenal der Kommunikation von Museen und Ausstellungsprojekten mit ihren BesucherInnen bzw. einer im weiteren Sinne beteiligten Öffentlichkeit. Über diese Kanäle werden Erwartungen und Stimmungen oder auch Fragmente historischen Wissens an die Institutionen herangetragen, mit denen diese umgehen müssen. BloggerInnen werden inzwischen von den Presseverantwortlichen der Museen genauso ernst genommen wie die VertreterInnen der klassischen

Printmedien. Wenn BesucherInnen über ihren Ausstellungsrundgang twittern, ist dies für die AusstellungsmacherInnen relevant. Dort wo sich Stimmungen und Meinungen im Netz kumulieren, entfaltet sich eine kulturelle Deutungsmacht, die auch in der Museumsbranche niemand ignorieren kann. Ein „Shitstorm“ hat hier kaum weniger Wirkungsmacht als ein Artikel im Feuilleton. Wobei man sicher gut daran tut, jenen Gebrauch des Netzes und der sozialen Medien, mit dem lediglich die klassischen Informationskanäle wie Flyer, Zeitungsanzeigen, Besucherbücher u. ä. ersetzt werden, nicht sofort unter das Thema Partizipation zu subsumieren. Interessanter wird es, wenn immer mehr Museen und Ausstellungen diese Kommunikationskanäle bidirektional nutzen, um die mitlebenden Zeitgenossen aktiv einzubeziehen, in dem diese eigene Erfahrungen im Sinne von Zeitzeugenberichten einspeisen, Objektinformationen korrigieren oder ergänzen, Quellen liefern und als Ausstellungsrezensenten fungieren. Diese Einbindung findet immer häufiger bereits im Entstehungsprozess von Ausstellungen statt.

Die Wirkung, die die Erfahrungen mit den sozialen Netzen auf die Diskussion über die Interaktion und Kommunikation zwischen Museen und Besuchern bzw. der historisch interessierten Öffentlichkeit hat, lässt sich allein daran ermessen, dass es in der Debatte über Partizipation nur so von aus dem Social Web entlehnten Metaphern wimmelt. Wir reden in diesem Zusammenhang über „User Generated Content“ , haben die Beteiligungslogiken der Wikipedia im Kopf, denken an die soziale Vernetzung bei Facebook, Twitter & Co oder beziehen uns auf die Dynamik, die Youtube, Flickr u. a. von großen communities erzeugte Sammlungen ausgelöst haben. All dies hat auf unser Nachdenken über Partizipation abgefärbt.

In der letzten Zeit kann man immer häufiger Sätze von MuseumsdirektorInnen hören, wie sie einer der Hoffnungsträger der Berliner Museumsszene, der neue Direktor des Berliner Stadtmuseums Paul Spies, wiederholt formuliert hat: „Das Museum muss da sein, wo die Menschen sind“ oder „Wir wollen die Menschen aktivieren“.[15] Angesichts dieser neuen euphorischen Hinwendung zum Besucher als Zentrum des musealen Sonnensystems mag sich mancher in der Szene die Augen reiben und erstaunt fragen, was denn Museen bisher gemacht haben oder ob ihnen bisher die BesucherInnen und ihre Interessen gleichgültig waren. Hier lohnt ein differenzierter Blick, der nicht vergisst, dass die museale Praxis schon viel länger mit partizipativen Strategien umgeht, als uns das der modische Diskurs suggeriert. Beispiele fallen einem hier schnell ein: Die Bewegung der Geschichtswerkstätten, die „Geschichte von unten“, die „Oral History“ kann man als einen groß angelegten Versuch verstehen, partizipative Elemente in die Geschichtsschreibung und in die Ausstellungspraxis einzubinden. Hier sollten bisher unter dem Radar der offiziellen Geschichtsschreibung situierte gesellschaftliche Gruppen und Individuen Stimme und Gehör erhalten. Sicher sehen wir heute manche der intellektuellen politischen Anmaßungen der damals handelnden Akteure kritischer. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass wir es mit einem immer noch spannenden Versuch zu tun haben, partizipative Logiken in die museale Praxis einzuführen. Die Einbindung von Zeitzeugen als authentizitätsverheißende Quelle in Museen und Ausstellungen ist ganz allgemein eine solche Urform der Partizipation. Ähnlich finden wir mit Blick auf die Sammlungsgeschichte von Museen Vorformen des inzwischen so heiß diskutierten partizipativen Sammelns[16] etwa in Gestalt von Schenkungen und Sammlungsaufrufen.

Wie jeder neue Trend tendiert die Debatte über Partizipation im Museum auch zu Überspitzungen und zu einem inflationären Gebrauch des neuen Patentrezepts für den Erfolg von Museen. Ein zweites Phänomen, das solche „turns“ begleitet, ist, dass wir den sprichwörtlichen „alten Wein in neuen Schläuchen“ serviert bekommen. Bereits etablierte und gesicherte oder sagen wir traditionelle Formen der Arbeit in Museen werden einfach modisch „umgelabelt“.

Dass die Debatte über Partizipation gerade in der letzten Zeit so viel Fahrt aufnimmt, hat aber auch damit zu tun, dass sie endlich auch die großen Häuser und Nationalmuseen erreicht hat. Gerade auch in den großen Geschichtsmuseen wie dem Haus der Geschichte in Bonn oder dem Deutschen Historischen Museum ist der bisher häufig praktizierte Frontalunterricht mit geschlossenen historischen Meisterer-

zählungen in eine Krise geraten. Kleinere Museen und Ausstellungsvorhaben im lokalen und regionalen Kontext, die per se viel stärker auf den Austausch und die Kommunikation mit den sie umgebenden communities angewiesen sind, haben schon wesentlich früher begonnen, sich mit Fragen der Partizipation auseinanderzusetzen und ihre Besucher in erstaunlich vielfältigen Formen in die museale Praxis einzubeziehen.

In diesem Kontext muss man natürlich auch erwähnen, dass wir es ganz allgemein mit einer Krise des etablierten bildungsbürgerlichen Habitus von Museen und Ausstellungen zu tun haben. Durchaus ähnlich verhält es sich mit jenem linksalternativen bzw. linksliberalen Modell von historischer Aufklärung, das im Zusammenhang mit der kritischen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit entstanden ist. Wir alle kennen so einige in diesem Kontext realisierte Ausstellungen, die wie an die Wand getackerte Bücher daherkamen. Solche Formen haben sich inzwischen überlebt, auch wenn sie aus der musealen Praxis noch lange nicht verschwunden sind. Schließlich wird man konstatieren müssen, dass die deutsche Museumslandschaft in Sachen Partizipation im Vergleich etwa zu den USA oder anderen europäischen Ländern deutlich hinterherhinkt.

Versuchen wir ein wenig Licht ins Dunkel der neuen Unübersichtlichkeit der Partizipationsdebatte zu bringen:

1. Das Nachdenken über Partizipation im Museum beginnt damit – und dies klingt auf den ersten Blick ziemlich banal – dass die Kommunikationsstrukturen zwischen der Institution Museum und den BesucherInnen verändert werden. Eine elementare Voraussetzung für Partizipation ist die Etablierung von bidirektionalen und multidirektionalen Kommunikationsstrukturen. Wenn man dies tut, ändern sich traditionelle Rollenmodelle der beteiligten Akteure. Nina Simon hat diesen Zusammenhang in ihrem wegweisenden Buch „The Participatory Museum“ treffend beschrieben: „When it comes to developing participatory experiences in which visitors create, share, and connect with each other around content the same design thinking applies. The chief difference between traditional and participatory design techniques is the way that information flows between institution and users. In traditional exhibits and programs, the institution provides content for visitors to consume. Designers focus on making the content consistent and high quality, so that every visitor, regardless of her background or interests, receives a reliably good experience. In contrast, in participatory projects, the institution supports multi-directional content experiences. The institution serves as a „platform“ that connects different users who act as content creators, distributors, consumers, critics, and collaborators. This means the institution cannot guarantee the consistency of visitor experiences. Instead the institution provides opportunities for diverse visitor co-produced experiences.“[17]

2. Partizipation, und das gilt besonders mit Blick auf eine sich der Gegenwart annähernde Zeitgeschichte, verlangt nach offenen Konzepten der Geschichtserzählung, zumal wenn sie Prozesse und Entwicklungen in den Blick nimmt, die noch nicht abgeschlossen sind. Traditionelle in sich geschlossene historische Meistererzählungen sind wenig geeignet, Partizipation zu ermöglichen. Methodisch resultiert daraus eine deutliche Präferenz für alltags- und erfahrungsgeschichtliche bzw. gesellschaftsgeschichtliche Zugänge. Konzeptionelle Offenheit benötigt zugleich adäquate Formen der Ausstellungsgestaltung mit entsprechenden Interfaces, die eine solche Beteiligung ermöglichen.

3. Partizipation setzt einen anderen Umgang mit Objekten voraus, zumal wir es bei der Zeitgeschichte mit einer anderen Qualität und Quantität von Objekten zu tun haben. Hinzu kommt, dass die stärkere Einbeziehung von lebensweltlichen Bezügen andere Kriterien für deren Auswahl verlangt. Wir haben es hier mit einer Fülle von Alltagsgegenständen und in der Regel industriell gefertigten Massenprodukten oder Egodokumenten zu tun, die andere Formen der Auswahl und der musealen Präsentation erfordern. Partizipation heißt also auch, Barrieren zwischen BesucherInnen und Objekten abzubauen. Hierzu gehört sicher die gesamte Debatte, wie Museen ihre Objekte so präsentieren, dass sie den Besuchern unmittelbare sinnliche Erfahrungen ermöglichen.[18]

4. Partizipation als Strategie verändert in dem bereits angedeuteten Sinne unser Verständnis von Zeitzeugen und Experten. Zugespitzt formuliert: Bezogen auf

gegenwartsnahe Themen ist jeder Ausstellungsbesucher ein potenzieller Zeitzeuge und Experte, zumal wenn alltags- und erfahrungsgeschichtliche Perspektiven im Mittelpunkt stehen. Das hat Konsequenzen. Zeitzeugen sind weit weniger als bisher singuläre Kronzeugen für bestimmte Ereignisse. Während wir etwa bezogen auf den Nationalsozialismus von dem allmählichen Verschwinden der unmittelbaren Zeitzeugen ausgehen und damit umgehen müssen, sind wir bei Gegenwartsthemen mit einer gegenläufigen Entwicklung konfrontiert. Das hat Konsequenzen und verlangt nach neuen Formen der Einbeziehung von Zeitzeugen und des Wissens von engagierten Laien. Hier kann man sicher eine Menge von den Naturwissenschaften und ihrem Modell der „citizen science“ lernen.

5. Die Einbindung von Partizipationsstrategien verändert die Arbeit in Museen und Ausstellungsprojekten. Dies gilt insbesondere für das Selbstverständnis und die Arbeitsweise von KuratorInnen. Hier zeichnet sich ein deutlicher Paradigmenwechsel ab, mit dem die klassische Rolle des Ausstellungskurators, der sich allein über die fachliches Expertise, ein wissenschaftliches Selbstverständnis und die damit verbundene Distanz zum Publikum definiert, zunehmend in Frage gestellt wird. Stärker als bisher sind bei der Konzipierung von Ausstellungen kooperativ gut vernetzte Teamstrukturen und nicht mehr einsame Entscheidungen von Kuratoren gefragt. Wer den Besucher als Teilhabenden, als „contributor“ oder Experten begreift und einbezieht, benötigt ganz andere Fähigkeiten der Moderation, Kommunikation und Vernetzung.[19] Diesen Umbruch und die damit verbundenen Konflikte kann man gegenwärtig in vielen Museen beobachten. Darüber hinaus berührt das Thema Partizipation die gesamte Organisationskultur von Museen. Auch dies kann man anhand von aktuellen Strukturveränderungen in der Museumslandschaft gut studieren.

6. Partizipative Modelle verändern nicht nur die Produktion und Gestaltung von Ausstellungen, sondern sie berühren auch das gesamte Feld der Sammlungstätigkeit. Was partizipatorisches Sammeln in der Praxis bedeutet, wird gegenwärtig in der Museumsszene breit diskutiert.[20] Vor allem mit Blick auf eine selten schon musealisierte Gegenwart gewinnen solche Sammlungsmodelle im Hinblick auf zeithistorische Themen immer mehr an Bedeutung. Welche Konsequenzen dies für die museale Praxis und das Profil musealer Sammlungen haben wird, lässt sich trefflich diskutieren. Auch für die Erschließung von bereits bestehenden musealen Sammlungen gewinnen partizipative Modelle des „crowd sourcing“ an Bedeutung.

Im Sinne eines Resümees lässt sich konstatieren, dass die Diskussion um die Gegenwartsnähe der zeithistorischen Forschung und die Partizipation der Mitlebenden im Museum ein Feld des produktiven Dialogs von FachhistorikerInnen und Museumfachleuten eröffnet hat. Sichtbar wir ein vergleichbares Arsenal an methodischen Problemen, dessen gemeinsame Diskussion umso sinnvoller wird, je mehr traditionelle Grenzziehungen zwischen historischer Forschung und musealer Praxis aufweichen. Auch wenn der Diskussion um Partizipation in Museen und Ausstellungen gelegentlich etwas Modisches anhaftet, gibt es langfristig keine Alternative zu dieser Öffnungsbewegung, die traditionelle Formen der Rezeption von Geschichte in Frage stellt. Insofern lohnt es sich, diesen Prozess, der unserer Vorstellungen von Museumsarbeit und historischer Forschung weiter verändern wird, kritisch zu begleiten und zu reflektieren. Partizipation hat auch insofern Zukunft.

1 Susanne Gesser, Martin Handschin, Angela Janelli, Sybille Lichtensteiner (Hg.), Das Partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen, Bielefeld 2010, S. 10.

2 Spurensicherung 1945, Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte, 7. August 2015 bis 4. Oktober 2015. Informationen zum Projekt unter: http://www.spurensicherung1945.de

3 Siehe dazu Miriam Sénécheau und Stefanie Samida, Living History als Gegenstand historischen Lernens. Begriffe – Problemfelder – Materialien, Stuttgart 2015.

4 Siehe dazu Martin Sabrow, Zeitgeschichte schreiben in der Gegenwart, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 68 (2014) 2, S. 122–131; Frank Bösch/Jürgen Danyel, Die Zeitgeschichtsforschung und ihre Methoden, in: Frank Bösch/Jürgen Danyel, Zeitgeschichte. Konzepte und Methoden, Göttingen 2012.

5 Zur Situation der DDR-Forschung siehe Thomas Lindenberger, Ist die DDR ausgeforscht? Phasen, Trends und ein optimistischer Ausblick, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 24–26/2014, S. 27–32, online unter: http://www.bpb.de/apuz/185600/ist-die-ddr-ausgeforscht-phasen-trends-und-ein-optimistischer-ausblick.

6 Alltag Einheit. Porträt einer Übergangsgesellschaft, Deutsches Historisches Museum, 27.05.2015–28.02.2016. Die Ausstellung wurde von Doris Müller-Toovey und Jürgen Danyel mit einem Team aus beiden Einrichtungen kuratiert. http://www.dhm.de/ausstellungen/alltag-einheit.html

7 Ausführlicher dazu Jürgen Danyel, Alltag Einheit: Ein Fall fürs Museum!, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 33–34/2015, S. 26–35, online unter: https://www.bpb.de/apuz/210546/alltag-einheit-ein-fall-fuers-museum
8 Vgl. Ingo Wuttke, Inklusion beginnt im Kopf. Die Ausstellung Alltag Einheit im DHM setzt konsequent den Leitgedanken der Inklusion um, in: Museumskunde, Band 80, 1/15, S. 46–48.
9 Homosexualität_en, Deutsches Historisches Museum, 26.06.–1.12.2015, https://www.dhm.de/ausstellungen/homosexualitaet-en.html
10 Siehe dazu Irmgard Zündorf, Zeitgeschichte und Public History, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Public_History?oldid=106468
11 Vgl. Sonderfall Zeitgeschichte? Die Geschichte des 20. Jahrhunderts in historischen Ausstellungen und Museen, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 4 (2007), H. 1–2, URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/1-2-2007/id=4728, Druckausgabe: S. 170.
12 Ebenda.
13 Zur Figur des Zeitzeugen siehe Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012.
14 http://www.ddr-museum.de
15 Vgl. Nikolaus Bernau, Das Märkische Museum hat Magie, Berliner Zeitung v. 9.9. 2015.
16 Interessante Einblicke in die Praxis partizipativen Sammelns liefern Bluche, Lorraine, Christine Gerbich, Susan Kamel, Susanne Lanwerd und Frauke Miera (Hg.): Neuzugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld 2013.
17 Vgl. Nina Simon, The Participatory Museum, Santa Cruz 2010, S. 2.
18 Siehe dazu Nina Levent/Alvaro Pascual-Leone (Hg.) The Multisensory Museum. Cross-Disciplinary Perspectives on Touch, Sound, Smell, Memory, and Space, Lanham 2014.
19 Siehe dazu Christiane Schrübbers (Hg.), Moderieren im Museum. Theorie und Praxis der dialogischen Besucherführung, Bielefeld 2013.
20 Siehe dazu Sophie Elpers/Anna Palm (Hg.), Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen, Bielefeld 2014.